

Zeitschrift: Schweizerische Monatshefte für Politik und Kultur
Herausgeber: Genossenschaft zur Herausgabe der Schweizerischen Monatshefte
Band: 6 (1926-1927)
Heft: 11

Buchbesprechung: Bücher-Rundschau

Autor: [s.n.]

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 17.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Wenn, wie vermutlich, einige italienische Kaufleute so ein Telegramm geschickt haben, so hat dies mit der Stimmung Deutsch-Südtirols oder der Stadt Bozen ebenso wenig zu tun, wie die zwangswiseen grün-weiß-roten Beflaggungen, die südlich des Brenner chronisch sind. Es vergeht kaum eine Woche, ohne daß auf diese Weise irgend ein „Sieg“ gefeiert wird.

Im Grunde ist es, auch im Interesse Italiens, bedauerlich, wenn das ausländische Publikum auf diese Weise hinters Licht geführt wird; denn die Wahrheit läßt sich auf die Dauer nicht unterdrücken, ebensowenig wie der Ärger darüber, daß man sich durch ein verfrühtes Danken für etwas, was nicht gegeben worden ist, blamiert hat; Spott zum Schaden ist schlechtes Pflaster für den Weg zur Verständigung.

Für den Ausländer, der in seiner Sympathie für beide, Deutschland und Italien, das Zustandekommen der „Brücke nach Rom“ auf das Herzlichste wünscht, besteht kein Zweifel, daß ein für die Beteiligten so notwendiges und für den Frieden Europas so wichtiges Bauwerk nur auf dem soliden Fundament von Gerechtigkeit und Vertrauen errichtet werden kann; höchstens Stümper, die hinter dem Rücken eines überragenden Geistes experimentieren, können erwarten, durch allerlei Tricks Deutschland über einen wirklich gefühlten Schmerz hinwegzutäuschen.

Daß Deutschland in seiner naiven Dankesfreudigkeit, viel weniger aus Berechnung als dem Gefühl folgend, Italien reichlich entschädigen würde, wenn es ihm einen schmerzenden Dorn großmütig entfernt, darüber dürfte kein Kenner der Deutschen und ihrer uralten Zuneigung zu Italiens Land und Volk im Zweifel sein.

Gerade als Freund Italiens möchte man dringend hoffen, daß der *Pjchologe* Mussolini sich dessen bewußt ist, daß ein und dasselbe Geschenk, zu verschiedener Zeit dargebracht, sehr verschieden bewertet werden kann; daß er die deutsche Eigenart genügend versteht, um zu wissen, daß das sich heute nach einem Freunde sehrende Deutschland das Selbstbestimmungsrecht Südtirols, als freiwilliges Geschenk der italienischen Nation dargebracht, mit jubelnder Dankbarkeit entgegennehmen würde — von dem bewundernden Beifall der Welt gar nicht zu sprechen. Der Historiker Mussolini weiß ohne Zweifel sehr wohl, daß dasselbe Deutschland später, wenn es sich seiner wiederkehrenden Kraft bewußter geworden ist, das, wofür es heute stürmisch danken würde, als sein gutes Recht fordern kann — das Recht, das aus dem Deserteur Battisti einen Märtyrer macht.

Möchte der Duce, der so mutig neue Wege beschritten hat, die einzigartige Gelegenheit nicht verstreichen lassen, durch die Tat den Mann zu schlagen, dem die friedensdurstige Welt einst schon für die *Phrase* als dem Messias entgegenjubelte; von dem man in Amerika jetzt mit beißendem Spott sagt, „er hat eine große Zukunft hinter sich.“

Bozen, im Januar 1927.

S. O.

Bücher-Rundschau

Amerikanische Heidenmission und Politik.

Zu den Ausführungen Hermann Hagenbuch's über nordamerikanischen Imperialismus, im Novemberheft dieser Zeitschrift, bildet eine Schrift des Breslauer Ordinarius für Religionsgeschichte und Dogmatik eine wertvolle Ergänzung.*)

*) D. Karl Bornhausen, *Der christliche Aktivismus Nordamerikas in der Gegenwart*. Nr. 2 der Hefte der Theologischen Amerikabibliothek. Breslau 1925.

Der Verfasser, einer der gründlichsten Kenner amerikanischen Religionswesens, hat schon 1911 im Auftrage des preußischen Kultusministeriums eine Studienreise nach den Vereinigten Staaten unternommen und 1912—1914 die Ergebnisse in mehreren Veröffentlichungen niedergelegt, darunter in einer umfangreichen Denkschrift an den Auftraggeber. Er hat das Gebiet ständig weiter bearbeitet, wobei die von ihm gegründete „Theologische Amerikabibliothek“ mit nun bald 4000 Bänden wesentliche Dienste leistete. Auf den ersten Blick scheint die zu besprechende Schrift nur für den Theologen von Wert. Sie enthält aber sehr wichtige Tatsachen für Kulturgeschichte und Geopolitik.

Ohne mit eigenem Urteil zurückzuhalten, wobei die trefflichen Bemerkungen über gewisse Verhältnisse in Deutschland hervorstechen, lässt Bornhausen vor allem Amerikaner selbst zu Worte kommen.

Als Kriegsfolge hat sich auch drüben ein starker sittlicher Niedergang eingestellt, worüber der New Yorker Theologieprofessor G. A. Johnston Ross sich äußert. Diese Kritik gefällt in Amerika natürlich wenig. Widerspricht sie doch dem Dogma, daß drüben alles vortrefflich stehe. So wird z. B. nicht zugegeben, daß die guten Folgen der Prohibition in Frage stehen, weil die Massen Mangel an guter geistiger Nahrung leiden.

Als religiös anzusprechen ist der Pazifismus. Lange war er ein Hindernis für den Kriegseintritt, bis er einer religiös und idealistisch aufgeputzten Lügenheze erlag. Heute ist „Pazifismus religiöser und politischer Selbstschutz, den die Vereinigten Staaten im eigenen Volk und im Ausland dringend nötig haben.“ Haben doch die Kirchenbünde 1924 die Bedeutung des Landesverteidigungstages stark herabsetzen und seine Wiederholung in Frage stellen können. Diese für die staatliche Zukunft nicht ungefährliche Richtung suchen nun die Politiker durch Ablenkung nach außen ungefährlich zu machen. Der Friedensgedanke ist Ausfuhrware geworden, verbrämt mit Religion genau wie die Prohibition.

Der religiösen Erneuerung im Innern sind gefährliche Feinde erstanden. Die vom Ku-Klux-Klan vertretene Laienorthodoxie des Fundamentalismus, d. h. die starre und steife Buchstabengläubigkeit, bedroht ärger als im klerikalisten Gebiete Europas, die Freiheit der Forschung und wahres religiöses Leben. Und die Sektentzerstörung verschlingt Unsummen für die Erhaltung von Zwerggemeinden, deren Kirchen und Andachtsstätten in kleinen und kleinsten Städten eine neben der andern stehen (unwillkürlich erinnert man sich ähnlicher Erscheinungen in der protestantischen Schweiz), während daneben 1,600,000 Farmerkinder ohne Kirche oder Sonntagschule aufwachsen. Die akademische Jugend verwechselt oft sozialen Idealismus mit Religion, hat aber in tiefer Sehnsucht nach echter Religion bereits religionswissenschaftliche Vorlesungen an den dieses Gebiet bisher kaum pflegenden Staatsuniversitäten durchgesetzt und arbeitet eifrig an der Überwindung des buchstabenspalenden Sektentums.

All diese Erscheinungen wirken sich nun seit bald einem Menschen geschlecht in der äußeren Mission aus. Die Bemühungen J. R. Motts in der „Student Volunteer Missionary Union“ haben rege akademische Missionsarbeit erreicht mit sehr guten und sehr schlechten Früchten. Von da an hat die amerikanische Heidenmission geopolitische Bedeutung. Während Europa sich zerfleischte, führten die amerikanischen Missionare, vom Heimatland mit riesigen Geldmitteln unterstützt, besonders in China einen „Tauffeldzug“, der ansehnliche äußere Erfolge brachte, aber nicht in dem Maße, wie die überspannten Heimatkreise erhofften. Tatsache ist, daß nun Amerika einen Großteil der früher von Europa aus bedienten Missionsfelder in Händen hat. So gab es 1919 für 10,700 Missionare fast 30 Millionen Dollar aus, Europa für 1000 Missionare weniger nur rund 1,6 Millionen. Dieser Aufschwung ist vor allem dem tätigen Eingreifen der Studenten zuzuschreiben, die, anders als die daheimgebliebene Jugend Europas, nicht dem Materialismus verfallen sind. Längst Führer und nicht mehr Geführte, haben sie sich zum Ziel gesetzt, „auch im westlichen Leben das

Heidentum zu bekämpfen". Kräftig wehren sich diese jungen Akademiker gegen Dogmatik und Fundamentalismus, ebenso sehr gegen die übertriebenen Forderungen an Geld und Missionaren, also gegen einen Teil dessen, was man in Europa als Amerikanismus, drüben aber in völliger Verkennung der Tatsachen als „Prussianismus“ bezeichnet. (Ob zu diesem falschen Urteil nicht die vielen deutschen Namen der Wallstraße-Größen undeutscher Abstammung beigetragen haben?)

Nicht so idealistisch wird nun die Arbeit auf dem Missionsfeld geführt. Diese geht nach dem Grundsatz: „Der Missionar ist der beste Bote der Weltbrüderlichkeit und des Weltfriedens“ und verbindet sich mit dem unverhüllten Kampf für Demokratie und Republik. Dies hat, zusammen mit dem Einwanderungsgesetz gegen die gelbe Rasse, dem Christentum in Japan gewaltigen Abbruch getan. In China dagegen konnte Schule um Schule eröffnet werden. Der kaum mehr verdeckte politische Charakter des ganzen Vorgehens hat aber bereits der Abwehr durch Gründung einer christlich-chinesischen Kirche gerufen. Auf die entsprechende Erscheinung, die christliche Negermission durch Neger der Südstaaten, und deren Förderung der allafrikanischen Bewegung, weist die Schrift kurz hin.

Zu welch ausgeflogelter Sittenlehre solch unklares Vermischung von Politik und Religion führt, zeigt die Auffassung, der bedrohte Missionar dürfe zwar nicht selbst schießen, wohl aber seine doch auch christliche und vom Friedensgedanken durchdrungene Umgebung. Der angelsächsische Cant ist hier am Werke. Noch mehr: „In unheilvoller Verquückung von Religion und Politik stürmt hier eine breite Front von Vorkämpfern der Vereinigten Staaten auf das unglückliche China ein und entnationalisiert dort unter der Flagge amerikanischer Christlichkeit unheilvollst Politik und Wirtschaft.“ Der Gegenschlag ist aber nicht ausgeblieben. Bereits fangen die Chinesen an, alles Unheil den Amerikanern zuzuschreiben, deren Missionare allzu unvorsichtig haben merken lassen, daß ihnen Politik vor Reich Gottes geht. Offen wurde nämlich das Reich Gottes republikanischer Verfassung gleichgezetzt, und man rühmte sich, am Sturze des Kaiseriums mitgearbeitet zu haben, nahm sogar den Sieg der republikanischen Bewegung als den eigenen in Anspruch. Wertvoll zu lesen ist auch, wie der flache Eudämonismus eines R. W. Trine und eines Marden unter den jungen Chinesen tiefere Lebenswerte zerstört hat.

In Japan dagegen ist jede Aussicht auf den Sieg des Amerikanismus geschwunden, und in Indien ist die Minierarbeit stark gehemmt durch die Schwierigkeiten, die die britische Regierung nichtenglischer und besonders amerikanischer Missionsarbeit in den Weg legt.

Der Führer des Ganzen, J. R. Mott, wird treffend als Mensch dargestellt, der vor allem Amerikaner und dann auch noch Christ ist, aber beides geschickt zu verschmelzen weiß.

Um geistig selbständige zu bleiben, müssen sich Fremdvölker und Europäer kräftig zur Wehr setzen gegen den auch auf dem Missionsgebiete mit ungeheuren Mitteln an Geld und Menschen rücksichtslos arbeitenden Amerikanismus.

Für uns Schweizer ist die Gefahr auch da. Die Kriegspropaganda und seither an und für sich begrüßenswerte Bestrebungen nach Einigung im Protestantismus haben bei uns bei manchem eine bedenkliche Kritiklosigkeit gegen alles erzeugt, was übers große Wasser kommt. Man denke nur an die Bibelforscherbewegung mit ihren Weltuntergangsvoraussagen.

Konrad Bornhäuser.

Politische Geheimbünde.

Der Weltkrieg hat die Völker aus ihrer Ruhe aufgeschreckt. Es war nicht bloß der Umstand, daß sie aus den gewohnten Bahnen ihres Denkens, Empfindens und Handelns zu andersartigem Seelenleben, daß das Sorgen und

Mühen um die eigene Existenz in das Wirken für das große Ganze gezwungen wurde, sondern es traten auch Veränderungen des Seelenlebens zu Tage, die mit unerhörter Deutlichkeit zeigten, daß die hochgepriesene Kultur der europäischen Völker ein dünner Überzug über ein vielfach archaisches Seelenleben ist. Man denke an das gegenseitige Sich-Heruntermachen zum Zwecke, die Neutralen zu beeinflussen und den eigenen Leuten klar zu machen, daß gerade sie es seien, die gegen einen kulturell heruntergekommenen oder wenig kultivierten Gegner die höchsten Güter der Kultur zu wahren hätten. Man tat das alles um des Sieges willen, begründete es mit der Notlage. Es haben die so erteilten Suggestionen wirkliche Erfolge gezeitigt, daneben aber auch andere, die man nicht voraussah, an die man nicht denken wollte. Diese Wirkungen zeigten sich in der Nachkriegszeit. Man nannte sie Verwilderung, Fortdauer der Kriegspsychose, tatsächlich aber erscheinen sie dem Beobachter als eine Manifestation des archaischen Denkens und Empfindens, das zu bändigen die nächste Aufgabe der Kultur ist.

Zu den wesentlichen Erscheinungen des ganzen Komplexes gehört die psychische Epidemie, politische Geheimbünde, politische Zirkel und Parteien — und sind es auch nur Kümmerformen solcher — zu bilden. Auf religiösem Gebiete nehmen wir ähnliches war, ebenso in der Heilkunde. Ein unheimlicher, wichtige Erkenntnisse bedrohender Mystizismus verwirrt das geistige Leben. Es ist kein Zufall, daß gerade jetzt Söderblom die Kirchenkonferenz ins Leben rief, daß so viele Schriften über das medizinische Kurpfuschertum erscheinen und eine mächtige Literatur allseitig die Politik studiert. Zahlreiche Autoren haben zur Feder gegriffen, nicht bloß um Erkenntnisse zu vermitteln, sondern um aus sorgender Seele zu warnen, zu mahnen; die, die guten Willens sind, zu sammeln; die Volksgenossen, die irren, aus dem Sumpfe herauszuführen. Zu diesen Büchern gehört die Schrift von Franz Schweyer, *Politische Geheimbünde, Blicke in die Vergangenheit und Gegenwart des Geheimbundwesens* (Freiburg i. Br., Herders Verlag).

Schweyer ist Angehöriger der bayerischen Volkspartei und ehemaliger bayerischer Innenminister. Damit ist seine Stellung zu vielen Tatsachen und Problemen gegeben. Es wäre aber unrichtig, wegen der politischen, religiösen und weltanschaulichen Stellung des Verfassers das Buch bei Seite zu legen. Es ist eine Freude, einen aufrechten, einen vornehmen Mann anzuhören. Wer das Buch studiert, wird, auch wenn er da und dort mit dem Autor nicht einig zu gehen vermag, doch nicht anders können, als in wesentlichen Punkten ihm zuzustimmen, ihm für Anregung, Vermittlung positiver Kenntnisse dankbar zu sein.

Schweyer gehörte demjenigen Ministerium an, das im Hitlerputsch zu Falle kam. Er hat Gelegenheit gehabt, die Auswirkungen des Geheimbundwesens in allen Beziehungen kennen zu lernen. Er hat am eigenen Leibe erfahren müssen, bis zu welchem Grade von Barbarei die heutigen Menschen herabsinken können, wenn sie unter die Suggestion einer solchen Organisation geraten sind. Das Buch ist deshalb nicht bloß eine wissenschaftliche Arbeit eines Politikers über ein politisches Problem, sondern in bestimmten Partien auch ein Memoirenbuch, allerdings nicht im üblichen Sinne, indem bei der Erzählung eigener Erlebnisse das persönliche Moment nicht betont wird, persönliche Erlebnisse hinter die Darstellung der Tatsachen zurücktreten. Dem Verfasser ist es klar, daß nicht bloß Böses am Werke ist beim Entstehen der Geheimbünde, daß nicht bloß Böses zu Stande kommt, aber im Ganzen erscheinen ihm die Geheimbünde politisch als verwerflich und als von Seiten des Staates nicht zu tolerieren.

In der Auswahl der Geheimbünde hat sich der Verfasser vom Zwecke seines Buches leiten lassen, Vollständigkeit bezüglich der Bünde, die heute nur noch historisches Interesse haben, strebte er nicht an. Wir bedauern, daß er seiner Darstellung nicht den breiten Unterbau ethnologischer, individual und völkerpsychologischer Darstellung gegeben hat. (In der untenstehenden Anmerkung nenne ich einige wesentliche Literatur für diejenigen, welche sich über

die Gesamtheit des Problems unterrichten wollen.)¹⁾ Ein derartig gearbeitetes Buch fehlt bis heute und wird wohl noch geraume Zeit fehlen bei der ungeheuren Weitschichtigkeit des Materials und der im Material begründeten Schwierigkeiten. — Das Schlußkapitel des Schweher'schen Buches enthält die Wertung des im Hauptteil gebotenen Materials und die Begründung der allgemeinen Stellungnahme des Verfassers.

Schwehers Buch wird den Politiker interessieren, aber auch der Soziologe und Völkerpsychologe wird es mit Gewinn lesen. Schweyer bespricht Probleme und Tatbestände, die noch lange ihre Wichtigkeit behalten werden. Die Aufklärung der irgendwie politisch interessierten Kreise über dieses Thema ist notwendig, die Neigung zur Geheimbündelei ist heute außerordentlich groß: man soll wenigstens wissen, was für Gefahren solche Bünde für das Volksganze zwangsläufig mit sich bringen und wie sie den einzelnen in seinem Denken und Empfinden verändern, ihn unter Umständen zum Schädling machen am Heiligsten, was es für jeden Staatsbürger gibt.

E. Hermann Müller-Schurz.

Die Erbschaft des Liberalismus.

M. Carthill: Die Erbschaft des Liberalismus. Bowinkel-Verlag, Berlin, 1926; 183 S.; M. 6.

Die Ausführungen von Carthill dürfen als sehr zeitgemäß betrachtet werden und so ist es auch begreiflich, daß der hochgebildete und kluge deutsche Reichswehr-Minister Geßler dem Buche ein Vorwort gibt, worin er allerdings erklärt, daß er lange nicht allem, was hier geschrieben stehe, beipflichten könne, sondern an vielem kritische Opposition haben möchte. Es ist dies dem so ideal veranlagten deutschen Reichswehr-Minister wohl zu glauben; er hat in der kurzen Zeit, da die deutsche Republik besteht, an der liberalen Demokratie wohl noch nicht so viel Enttäuschungen erlebt, wie man es bei uns hat. In dem Buche von Carthill finden wir auf Schritt und Tritt Ideen und Gedankengänge, die auch für uns in der Schweiz ihre Bedeutung und Berechtigung haben.

Denn auch bei uns zeigt sich durchaus eine Zersetzung des Liberalismus und der liberalen Weltanschauung, die sich äußerlich in dem Zerfall der freisinnig-demokratischen Mehrheitspartei fundgibt. Warum das so gekommen ist, kann den Ausführungen Carthills — übrigens ein Pseudonym — entnommen werden. Es finden sich darin Gedankengänge, wie ich sie auf Grund von Studien über biologisches Denken in der Politik schon vor Jahren verfochten habe, nämlich daß die liberalen Anschauungen, wie sie sich aus den amerikanischen

¹⁾ Morgan, Die Urgesellschaft. Stuttgart 1891.

Schurz, Die Altersklassen und Männerbünde. Berlin 1902.

— Urgeschichte der Kultur. Leipzig 1912.

Wundt, Elemente der Völkerpsychologie. Leipzig 1912.

— Völkerpsychologie. 10 Bde., besonders Bd. VI und VII. Leipzig seit 1911.

Knabenhans, Die politische Organisation bei den australischen Eingeborenen. Heft 2 der Studien zur Ethnologie. Berlin 1919.

Zeller, Die Knabenweihe. Berner Diss. 1923.

Schmidt, Die geheime Jugendweihe eines australischen Urtammes. Paderborn 1923.

Stern, Der Club der Schweizer Patrioten in Paris 1790—1791 (viele Literaturangaben) in Abhandlungen und Aktenstücke zur Geschichte der Schweiz. Marau 1926.

Von Reisewerken nenne ich Parkinson, 30 Jahre in der Südsee. Stuttgart 1907 (nicht die kürzlich herausgekommene gekürzte Ausgabe) und Semon, im australischen Busch. Leipzig 1900.

und französischen Revolutionen entwickelten, auf falschen biologischen Grundlagen beruhen. Niemand, der sich einläßlich und ehrlich mit öffentlichen Dingen beschäftigt, kann an den geistvollen Ausführungen Earthills vorbeigehen, wenn wir auch nicht glauben, daß unsere zunftmäßigen Berufspolitiker sich damit einläßlicher abgeben werden.

Eugen Bircher.

Zu den Burgunderkriegen.

Mit dem 5. Januar 1477, dem Tag der Schlacht von Nancy und zugleich Todestag des hochstrebenden Burgunderherzogs, war das Schicksal des (dritten) burgundischen Mittelreiches besiegt. Man hat im Sommer vorigen Jahres in der Schweiz den Gedenktag der Murten-Schlacht gefeiert. Zum 5. Januar sind noch einige Gedenkartikel in Zeitungen erschienen. Aber all dieses Gedenken hat kaum irgendwo neue Gesichtspunkte in das geschichtliche Bild jener großen Ereignisse eidgenössischer Vergangenheit hineingetragen. Und doch wäre hier ein gegebener Anlaß gewesen, unsere Geschichtsdarstellung durch Verknüpfung mit der Gegenwart im Bewußtsein des regierenden und des heranwachsenden Geschlechts zu verleben. War doch die Schweizergeschichte jenes Zeitabschnittes, wie kaum eines anderen, ein Stück europäische Geschichte. Geistige Verknöcherung hat aber den berufenen Schichten schon Sinn und Tragweite des gegenwärtigen Geschehens verschlossen. Wie viel mehr muß sie ihnen die Durchleuchtung der Vergangenheit vom blut- und leidenschaftsdurchpulsten Gegenwarts geschehen aus verunmöglich.

Vermißt man so die von der Zeit so dringlich geforderte Weitung und bewußte Einordnung der Darstellung eidgenössischer Vergangenheit in den Gesamtrahmen europäischen Geschehens, so wird man wenigstens gerne von zwei kleinen Schriften Kenntnis nehmen, die Verlebendigung durch Eingehen auf Einzelgebiete und größte anschaulichkeit erstreben und sich so auch für eine größere Leserschaft außerhalb der Fachkreise eignen. Wir meinen einmal das Buch von P. G. de Ballière: *Morat*, das verdienstlicherweise auf Weihnachten auch in deutscher Übersetzung herausgekommen ist (Verlag Spes, Lausanne, 240 S.). Unter vielen anderen wertvollen Einsichten übermittelt dieses Buch in erster Linie auch die, daß die militärischen Erfolge der alten Eidgenossen alles eher als nur auf dem Schlachtenglück beruht haben. Es steht im Gegenteil in Erstaunen, wenn man hier liest, mit was für einer bis ins Einzelste gehenden Sorgfalt die militärische Schulung und Ausbildung der eidgenössischen Jungmannschaft damals betrieben wurde. Wäre der politischen Bildung und Schulung nur der zehnte Teil so viel Aufmerksamkeit geschenkt worden, so hätte die Schweizergeschichte mancherlei andere Wendungen genommen.

Das andere Buch ist dasjenige von Hans v. Berlepsch=Balendas: „Kämpfe der Schweiz mit Karl dem Kühnen“ (Diederichs, Jena, 1926; 80 S.; M. 2). Hier werden die geschichtlichen Vorgänge „erzählt“ etwa in der Art, wie Senn in der „Chronik des weiland Reiterknechts Ambrosi Schwerter“ (Francke, 1919) in so unübertrefflicher Weise das Geschehen der Reformationszeit erzählt hat. Das Lesen des Berlepschen Textes ist ein wirklicher künstlerischer Genuss. Die Sprache selbst ist der zeitgenössischen Ausdrucksweise angenähert. Der Eindruck der Unmittelbarkeit wird durch die zahlreich wiedergegebenen Stellen aus zeitgenössischen Aufzeichnungen noch erhöht. Der Inhalt hält sich genau an die geschichtlichen Tatsachen.

In diesem Zusammenhang bedarf auch noch das anlässlich der Murtenfeier in Freiburg zur Aufführung gelangte Festspiel *Gonzague de Reynolds: „Morat, Jeu commémoratif“* (Fragnière, Freiburg, 94 S.) der Erwähnung. Ging es schon nicht gut an, einer mehrheitlich welschen Bürgerschaft als Festspielinhalt vorzusehen, was die damaligen Eidgenossen als Hauptinhalt der Burgunderkriege empfunden hatten: eine Auseinandersetzung zwischen deutsch und welsch —, so wäre der hochkonservative Verfasser (der sich bei Gelegenheit ja immer noch

gerne als Comte Gonzaque de Reynold schreibt — vergl. z. B. „Zürcher Student“ vom April 1926) nicht weniger in Verlegenheit geraten, wenn er seiner hochkonservativen Zuhörerschaft den zweiten Gegenjaz, der dem Kampf Karls des Kühnen wider die Eidgenossenschaft zu Grunde lag, hätte schildern wollen: derjenige von feudalem Ritter- und Fürstentum und freier Volks- und Bürgerherrschaft. So beschränkt sich denn das Festspiel auf die Schilderung einiger Szenen im belagerten Murten, im Lager des Burgunders oder am Rande des Schlachtfeldes, um mit einem in Freiburg spielenden Aft zu schließen, in dem der Bote, der die Kunde vom Siege bringt, dem versammelten Freiburger Volk u. a. mit folgenden Worten ins Gewissen redet: „Bist du bereit, dich niemals mit den Zerstörern der Ordnung und mit denjenigen, die Ungerechtigkeiten und Misserfolgen begehen, zu vereinigen? Deiner Seele treu zu bleiben, selbst wenn die Welt sich um dich ändert? Treu deinen Vätern, deinen Führern, deinen Gesetzen? Treu dem Glauben, der deine Kathedrale erbaut hat?“ — Hier fehlt es nicht an Anknüpfungen an die Gegenwart. Hingegen dürfte es nicht eben leicht sein, einen Zusammenhang zwischen diesen und dem Geist zu finden, in dem die Burgunderkriege von Seiten der Schweizer geführt wurden.

D.

Die Rheinschiffahrt nach Basel.

Die Rheinschiffahrt nach Basel. Kurz gesetzte Geschichte der Bestrebungen zum Anschluß der Schweiz an das internationale Wasserstraßenetz und zur Schaffung eines Wasserweges von der Schweiz zum Meere; im Auftrage des „Vereins für die Schiffahrt auf dem Oberrhein“ in Basel verfaßt von Jean Richard Frey. Orell Füssli, Zürich, 1926.

Eine Populärdarstellung, welche weitere Kreise auf die Bedeutung der Rheinschiffahrt aufmerksam machen will. Das Buch ist eine kurze Zusammenstellung aller bedeutenden Ereignisse in der Nutzbarmachung der schiffbaren Oberrheinstrecke Straßburg-Basel und der Bestrebungen zum Anschluß der Schweiz an das Meer und an das Wasserstraßenetz des europäischen Kontinents. Auf die Wirkungen des Krieges und die noch immer andauernden Versuche, die Schweiz von der Schiffsverbindung mit dem Meere fernzuhalten, wird in der 64 Seiten langen Arbeit nicht eingegangen. Das Buch enthält belehrende Textskizzen und nicht weniger als 64 ganze Seiten Illustrationen, einige sogar nach alten Stichen; die Propagandaschrift hat also auch eine bleibende Bedeutung. Sie schildert zunächst den Rhein als uralte, sogar vorrömische Verkehrs- und Handelsstraße. Zur Römerzeit und im Mittelalter von ansehnlicher Bedeutung, ist der Schiffsverkehr auf dem Oberrhein nach dem 30jährigen Krieg bis zur Revolution unbedeutend geworden. Der Wienervertrag von 1815 hat den Grundsatz der freien Schiffahrt von Basel bis zum Meere aufgestellt. Stapelrechte, Schiffergilden und Rheinzölle mußten fallen und mit der Erfindung der Dampfschiffahrt wurden 1832 bis 1845 Versuche gemacht, einen Güter- und Personenverkehr bis Basel einzurichten. Aber es wäre eine Regulierung des Strombettes durch Baggerungen zwischen Basel und Mannheim notwendig gewesen und diese Arbeit war bei dem damaligen Stand der Technik zu kostspielig. Was aber während der Zeit von 1845 bis 1903 die Rheinschiffahrt verhinderte, das war die badische Bahn und die elässische Bahn mit sichern Fahrten und mit billigern „Berg“-Fahrten. In den 90er Jahren dachte man in Basel an die Verlängerung des Hüningerkanals bis ins St. Johannquartier im nördlichen Großbasel. Aber das Elsaß und die deutsche Regierung machten Schwierigkeiten, und in Basel selbst wurde das Gebiet des geplanten Kanalhafens überbaut. Unterdessen war bis 1900 die Bedeutung der deutschen Rheinschiffahrt bis Mannheim und später auf dem ausgebaggerten Strom bis Straßburg ins Ungeheure gestiegen. Da fasste der Basler Ingenieur Rudolf Gelpe um das Jahr 1900 den Gedanken, auch seine Vaterstadt und damit die Schweiz durch Schiffsverkehr mit dem

Meere (Rotterdam, Antwerpen, London) zu verbinden, um die Schweiz von den Tarifen der Auslandbahnen unabhängiger zu machen. Nach und nach fand Gelpke in Basel Gehör und Verständnis, und einige deutsche Reederei, wohl auch schon an die Fortsetzung der Großschiffahrt nach dem Bodensee, nach Ulm und nach dem Schwarzen Meere denkend, nahmen mit bessern technischen Mitteln als vor 60 Jahren die Fahrten von Straßburg bis Basel wieder auf. Es bildete sich ein Verein für die Schiffahrt auf dem Oberrhein. Zugleich entstanden mit Bundeshilfe die ersten Anlagen für einen Rheinhafen in Basel. Zuerst erbaute Basel die Landungseinrichtungen oberhalb der Elsässer Grenze bei der Gasfabrik St. Johann mit Verbindung nach dem St. Johannbahnhof. Dann das Hafenbecken in Kleinhüningen unterhalb der Wiese-Mündung, und es sollen die Hafeneinrichtungen folgen auf dem rechten Ufer oberhalb der Wiese-Mündung. Die Errstellungskosten sind bis jetzt 20 Millionen, der Bundesbeitrag 4,3 Millionen.

Für bessere Schiffbarmachung des verwilderten Stromes von der schweizerischen Grenze bis Straßburg ist noch kein Spatenstich getan! Von 1905 bis 1910 wurden die Fahrten mit unbedeutenden Beträgen subventioniert. Die Straßburger Behörden legten der Schiffahrt schon zur deutschen Zeit Schwierigkeiten entgegen. 1911 war niederer Wasserstand. Bis zum Kriegsausbruch 1914 wuchs der Lastenverkehr für Berg- und Talfahrt bis 100,000 Tonnen. Im Kriege und nachher bis und mit 1921 hörte der Schiffsverkehr fast gänzlich auf, um im Jahre 1922 auf 170,000 Tonnen (t) anzutreffen. Die Ruhrbesetzung brachte 1923 einen Rückschlag, so auch 1925 das französische und belgische Valtaelend, und doch war der Güterverkehr im Rheinhafen zu Basel im Jahre 1924 bis nahe an 300,000 t gestiegen, also 1000 große Eisenbahnzüge zu 300 Tonnen! Zwei weitere Abschnitte des Textteils behandeln den Güterverkehr Basels überhaupt, und die volkswirtschaftliche Seite der schweizerischen Rheinschiffahrt. Hier ist eine Hauptfrage die, ob die Großschiffahrt den Bahnen nur Konkurrenz macht, oder ob sie, wie vor dem Krieg im Rheinland, so viel neuen Verkehr bringt, daß die Bahnen von der Flusschiffahrt befroch tet statt konkurriert werden. Jedenfalls wäre die Schiffahrt vom Meer bis Basel ein Nettogewinn und wohl auch die Fortsetzung bis in den Bodensee. Die Regulierung des Rheines zwischen Straßburg und Basel würde die Brauchbarkeit des Stromes als Wasserweg in gewöhnlichen Jahren auf 318 Tage erhöhen. Diese Ausbaggerung der Stromrinne, vorläufig an den gefährdetsten Stellen zwischen Basel und Straßburg, bildet eigentlich die Voraussetzung für die Schiffbarmachung des Rheines von Basel aufwärts in den Bodensee und der Aare aufwärts bis Überdon und eines Großschiffahrtskanals von Überdon nach Morges. Dieser letztere Kanal würde natürlich auch bedingt durch Schiffbarmachung der Rhone von Genf abwärts bis zum Rhoneknie, sowie durch Regulierung der Rhone bis Lyon und abwärts bis Arles. Von dort nach Marseille besteht schon ein Schiffsahrts-Kanal.

Das Buch ist lesewert und seine vielen Bilder wertvoll. Wir hoffen, es werde die erwünschte Wirkung tun, obschon oder weil es stachlige Erörterungen vermeidet.

Christian Gerber.

Pestalozzi-Volkskalender.

**Pestalozzi-Volkskalender 1927. Jubiläumsausgabe, redigiert von W. Beyli, Aarau.
Druck und Verlag der „Neuen Aargauer Zeitung“, Aarau.**

Wieder einmal soll ein Großer dem Volk näher gerückt werden; ein Jahrhundert ist verflossen seit Pestalozzis Todestag! Manch ansprechendes Buch wird geschrieben, viel klingende Reden werden verrauschen. Wenigen von diesen Verkündern aber ist Pestalozzi zum erschütternden Erlebnis geworden, wenige werden auch den Weg finden zum Herzen des Volks mit ihren Worten. Und doch

verdient dieser Erzieher, der mit leidenschaftlicher Hingabe sein ganzes Leben der sittlichen Hebung der untern Klassen opferte, Liebe und Dank der breiten Massen. Vielleicht aber werden selbst packend geschriebene Bücher ihre Mission weniger erfüllen als ein schlichter Kalender. Neben der Bibel, und noch mehr als sie, ist der Kalender im Hause des einfachen Mannes die einzige immer und immer wieder gelesene Schrift. Seine erzieherische und kulturelle Bedeutung ist unüberschätzbar. Verlag und Herausgeber haben denn auch alles getan, den Volkskalender der Pestalozzi-Mission erfolgreich dienstbar zu machen. Ausstattung und Bildschmuck sind trefflich, nur wäre für eine Volkschrift deutscher Satz dem lateinischen vorzuziehen gewesen, um den Eindruck alles Gelehrten, falt Wissenschaftlichen zu meiden. Denn nichts Abstraktes wird uns hier geboten. Lebendig ersteht aus Wort und Bild die gefühlssumpfe und doch geistesklare, unstete und begeisternde Persönlichkeit Pestalozzis in ihrem ganzen fruchtbaren Widerspruch. Dem Kalendarium beigegebene Textproben aus den „Abendstunden“ offenbaren die Tiefe des Genies, wo Erkenntnis blißartig aus dunklem Ahnen aufleuchtet, selten aber in klare abstrakte Sätze gepreßt werden kann. Notgedrungen ist Pestalozzi Fabeldichter geworden. Die bittern Wahrheiten, die er seinen Zeitgenossen zu sagen hatte, ließen sich nur in Bildern aussprechen, wurden aber auch so verstanden und dem Autor wegen der politischen Tendenz von den Regierenden sehr übel vermerkt. Um unmittelbarsten erblicken wir den großen Erzieher in den vielen von ihm überlieferten Anekdoten. Mehr als abstrakte Ideen und gescheite Abhandlungen werden — neben den Briefen — solche Züge aus dem schicksalsreichen Leben dieses Vaters der Armen das Gemüt der Leute aus dem Volk ergreifen. „Ich litt, wie das Volk litt, und das Volk zeigte sich mir, wie es war und wie es sich niemand zeigte,“ sagte er einmal. Pestalozzi zu zeigen, wie er sich in aufopfernder Leidenschaft hingab für das Volk, das will dieser Volkskalender. So wird der große Mensch zum Erlebnis und seine Ideen werden gelebt und nicht bloß gepréßt werden.

G. Wäldli, Olten.

Zur Mittelschulreform.

Die Mittelschulreform und der Sprachenkampf. Versuch einer Lösung von Prof. Dr. J. C. Hagmann. St. Gallen, Verlag der Fehr'schen Buchhandlung, 1926.

Nach dem bundesrätlichen Entscheid, der sich in Widerspruch setzte sowohl mit manchen Wünschen des Vereins Schweizerischer Gymnasiallehrer als auch mit den aus der Arbeit des Herrn Dr. A. Barth sich ergebenden Grundforderungen, war die Reform des Mittelschulwesens zum Abschluß gelangt; erneute Grörterungen schienen gegenstandslos geworden. Das vorliegende Schriftlein mag als ein Beweis angesehen werden, daß, wenn der Schlag die Freunde einer wirklichen Neubelebung der Schule hart getroffen, er sie doch nicht alle entmutigt hat. Schon die „Schweizerischen Monatshefte“ hatten es betont, daß der Ruf nach einer gründlichen Reform nicht verstummen dürfe, daß der getroffene Entscheid die Lösung der Frage wohl hinausschieben, nicht aber für alle Zeiten unmöglich machen könne.

Bon einem wirklichen Sprachenkampf in der Schule ist in der vorliegenden kleinen Schrift kaum die Rede. Es handelt sich für den Verfasser hauptsächlich darum, den altsprachlichen Betrieb später, vielleicht erst mit dem 14. Altersjahr, anzufangen, und dafür mit einer lebenden Fremdsprache, dem Französischen, zu beginnen. Der Maturitätsprüfung steht er, wie viele, skeptisch gegenüber und meint, daß sie bei Schülern, die den regelmäßigen Schulgang durchlaufen haben, sehr wohl könnte fallen gelassen werden. Beide Forderungen sind in Deutschland übrigens zum Teil verwirklicht. Die Aufstellung der verschiedenen Typen von Mittelschulen ist an sich schon ein Beweis, daß es eine allgemeine Bildung außerhalb der Volksschule nicht gibt und nicht mehr geben kann. Was man aber darunter verstehen mag, kann nur auf dem Boden der Muttersprache er-

wachsen. Für uns ist eine endgültige Lösung aller dieser Fragen nur von dem Standpunkt aus möglich, den wir im Januarheft dieser Zeitschrift vom Jahre 1926 eingenommen, und zu dem wir eine Stellungnahme im vorliegenden Schriftchen gern gesehen hätten.

Hans Schacht.

Literatur.

Walther Siegfried: Aus dem Bilderbuch eines Lebens. Mit 2 mehrfarbigen und 21 einfarbigen ganzseitigen Abbildungen. Zürich 1926. Verlag Aischmann & Scheller. 318 Seiten. Preis gebd. Fr. 14.—.

Der bekannte Zofinger Schriftsteller Walther Siegfried legt uns in diesem vorzüglich ausgestatteten und inhaltreichen Werke den ersten Teil seiner Selbstbiographie vor, der auch als rein zeitgenössisches, kulturgechichtliches Denkmal unser Interesse in hohem Maße beanspruchen darf. Wir begleiten den Dichter an Hand seiner liebevoll ausführlichen und in manche bezeichnende Einzelheiten der Milieu- und Personenschildерung eintretenden Darstellung durch seine erlebnis- und schicksalsreichen ersten Lebens- und Wanderjahre, die ihn unter allerhand menschlichen und beruflichen Erfahrungen aus dem stattlichen Elternhause in Zofingen über Basel und Schinznach, Paris, St. Gallen und Weimar endlich nach München geführt haben, wo er den entscheidenden Berufswechsel vollzog und seine spätere zweite Heimat gefunden hat. Das Buch führt die Ereignisse bis zum Jahre 1887, in dem der entscheidende Wendepunkt im Leben und Wirken des Autors eintrat.

Prächtig anschaulich und lebensvoll weiß der Verfasser alle die typischen Ortslichkeiten, die vielgestaltigen und bedeutenden Menschen zu zeichnen, mit denen ihn sein äußerer Lebensgang in buntem Wechsel und überraschender Fülle zusammengeführt hat. Aber auch die Entwicklung und Reife seines Innenlebens, seiner menschlichen und künstlerischen Wesensart kommt dabei, wie billig, aussgiebig und bedeutsam zum Wort. Scharfe Beobachtungsgabe, vielseitige geistige Interessen, innere Krisen und berufliche Nöte und Entscheidungen machen diese Lebenswanderfahrten eines bedeutenden Schweizer Dichters in ihrem offenz Herzigen Erzähler- und Bekennerton zu einem außerordentlich anregenden, gern gelesenen Buche. Nehmen wir die trefflichen Darbietungen des ihm zu Teil gewordenen bereichernden Bildschmuckes hinzu, der uns eine stattliche Reihe einschätzreicher und bedeutender Persönlichkeiten aus Siegfrieds Lehr- und Wanderjahren in ausgezeichneten Reproduktionen auch in ihrer körperlichen Gestalt vorstellt, so darf man dem willkommenen Bande neben seiner wertvollen, literarhistorischen und biographischen Bedeutung auch noch einen ansehnlichen künstlerischen Wert zuerkennen.

Wer sich dem jugendfrischen Zauber dieser weittragenden und individuell so eigenartig geprägten Lebenserinnerungen hingegeben hat, wird mit lebhaftem Interesse und gespannten Erwartungen auch ihrem abschließenden zweiten Teile entgegensehen. Es ist das kostliche „Bilderbuch“ eines selten gehaltreichen, mit warmem Herzen und künstlerisch fein abgestimmter Seele durchlebten Da seins, das Walther Siegfried in diesen Aufzeichnungen vor uns entrollt, seinen Freunden und seiner Heimat zu ehrendem Gedenken an sein hochgemutes Wesen und schaffensfrohes, schäzenvwertes Wirken geschenkt hat! —

* * *

Eduard von der Hellen: Höhere Kindshaft. Erzählungen. Stuttgart 1926. Union, Deutsche Verlagsgesellschaft. 221 Seiten. Preis gebd. Rm. 5.—.

Eduard von der Hellen, der bekannte Goethe-Forscher, hat sich schon wiederholt auch als eigener Gestalter dichterischer Probleme vernehmen lassen und dabei eine feine Hand in der stilistischen Behandlung derselben und einen beachtenswerten Sinn für die psychologische Vertiefung und die vornehme Durchführung der geschilderten Ereignisse bewiesen. In dem neu vorliegenden Novellenbande sind sechs Erzählungen vereinigt, deren keineswegs alltägliche Motive den verschiedensten Lebenskreisen und Interessensphären angehören und

daher Gelegenheit zu reicher Mannigfaltigkeit in der Anwendung ihrer künstlerischen Ausdrucksmitte boten. Nicht in allen freilich waltet in gleichem Maße die absolut überzeugende Kraft in der Beherrschung des Stofflichen, während sie in der formalen Komposition wohl alle durchaus wohlgelungen und von gediegener sprachlicher Durchbildung sind. Um eigenartigsten und feinsten scheint mir neben der lebensvoll und großzügig dargestellten Titelnovelle „Höhere Kindheit“, in welcher ein schwerwiegendes Eheproblem mit größter sittlicher Reinheit und bis ins Tragische gesteigerter Menschenwürde zur Darstellung kommt, die Erzählung „Blind“ zu sein, eine Studie von still schlichter, überzeugender Schönheit, der man mit vollem Recht den Ehrentitel einer „nachdenklichen“ Geschichte zuerkennen darf. Wie sich uns hier im Schicksal und Erleben einer Blinden, subtil empfunden und blichartig erleuchtet, Tiefen und Höhen einer anderen, stärkeren, uns gewöhnlichen lichtbeglückten Sterblichen fremden und unvertrauten Welt offenbaren, das ist menschlich trefflich beobachtet und künstlerisch sehr stark und löstlich gegeben. Jedenfalls sind gerade die zwei genannten Beiträge des Buches ganz dazu angetan, die vornehm denkende Schöpferfreude und die dichterische Leistungsfähigkeit seines Verfassers in helles, günstiges Licht zu setzen und uns in ihm eine erfreulich hochstehende und zielbewußt beherrschte deutsche Poetenkraft erkennen und begrüßen zu lassen.

Alfred Schaefer.

* * *

Barock und Rokoko in der deutschen Dichtung. Von Emil Ermatinger. Teubner, Leipzig, 1926, geb. M. 8.

In diesem 4. Band der „Gewalten und Gestalten“ kennzeichnet Ermatinger auf Grund ausgebreiteten Wissens und gründlichen Denkens das Wesen der deutschen Dichtung aus der geistigen Gesetzmäßigkeit heraus, welche im Zeitalter des Barock und des Rokoko herrschte, indem er die Formen aus der Weltanschauung ableitet, die im 17. Jahrhundert in der Hauptsache von der Theologie, im 18. dagegen von der Philosophie her bestimmt wird.

Interessant ist vor allem das Wachstum der Dinge, das Werden der Zustände. So holt denn der Verfasser weit aus und greift zum Beispiel bei der Schilderung des Zeitgrundes im 17. Jahrhundert mit Recht auf hervorragende Dichter und Theologen des 16. und 14. Jahrhunderts zurück, um zu erklären, wie der Begriff Barock allmählich zu seinem Sinn und Inhalt kam und wie das Denken der Zeit zwischen zwei Polen schwingt:

Dem Sich-Emporringen der Weltlust und Diesseitsstüchtigkeit gegen den schweren Druck des Weltleidens und der Jenseitsbereitschaft, und umgekehrt, der gewaltigen Hemmung der Weltbejahung durch die Diesseitsverneinung in einer höchsten Steigerung, von welcher Spannung jeder Dichter dieser Zeit in Idee, Stoff und Form bald mehr von diesem, bald von jenem Pol her erfüllt ist, bis Jakob Böhme, trotzdem sein Erkenntnisstreben sich auf religiösem Grund vollzieht, zum bedeutendsten Wegbereiter der weltlichen Aufklärung wird.

Opiß steht kaum noch innerhalb der Parabel und erscheint als verspäteter Humanist; es fehlt seinen Gedanken der Erlebniswert, die seelische Triebkraft, während Flemings Gedichten die Barockspannung von Genuss und Entzagung mitteilende Kraft verleiht. Gerhardt gewinnt aus der Tiefe und Stärke seines Gottvertrauens den Weg zur Freude an den Herrlichkeiten der Natur, die ihm „Gottes Gaben“ sind, während Gryphius aus dem Gegensaß zwischen Weltbegierde und Jenseitshoffnung die Tragik im Leben des Christen herleitet. Alle diese Schluzurteile werden, wie auch bei Angelus Silesius und Friedrich von Spee, ausreichend belegt und bei Hofmannswaldau wird gezeigt, wie die Vernunft als neue psychologische Macht das kirchliche Dogma ablöst und seine Dichtung sich bereits auf dem Wege zum Rationalismus befindet.

Die Abhandlung, welche dem Rokoko gilt, wird eingeleitet durch einen wohlgegründeten Exkurs über die weltlich-wissenschaftliche Aufklärung in Holland, England und Frankreich (Calvin, Bacon, Descartes, Spinoza, Shaftesbury, Hugo de Groot, Cherbury), unter deren Einfluß sich anstelle der Unnatur und Gezierttheit die Verehrung des gesunden Menschenverstandes und die natürliche

Klarheit setzen und der gute Geschmack zum Gezeugeber des Schönen erhoben wird. Die Frage, wie diese Aufklärung ins deutsche Denken eindringt und welche Veränderungen sie durch Thomasius, Leibniz und Wolff erleidet, wird im folgenden Abschnitt beantwortet, worauf Ermatinger die neue, auf der philosophischen Vernunft beruhende Kunstlehre behandelt und dem vielverkannten Gottsched zu seinem Rechte verhilft. Auch die landläufige Auffassung von der Bedeutung der beiden Zürcher Kritiker erfährt einige Korrektur, indem erläutert wird, wie Bodmer und Breitinger nicht sowohl Malerei und Dichtung einander gleichsetzen, vielmehr nur dem malerischen Bilde eine reinere und stärkere Gemütswirkung beimaßen als dem abstrakt-räsonnierenden Worte.

Wie sehr die Philosophie zu Anfang des 18. Jahrhunderts die Dichtung befruchtete, zeigt das Kapitel über die Probleme derselben. Brockes, Albrecht von Haller, Wieland, Lessing und Schnabel liefern u. a. das Beweismaterial für die gedankliche Vertiefung, welche die deutsche Dichtung erfuhr, ohne daß vergessen wurde, auf die Einseitigkeit und Naivität der Vernunftprediger hinzuweisen, die sich allzu leicht über die irrationalen Hemmungen in der Seele des Einzelnen wie der Masse hinwegsetzen. Aus der Überzeugung, daß der Mensch mit Hilfe der Vernunft und der aus ihr sich ergebenden Willenskraft imstande sei, die Welt zweckmäßig umzugestalten, ergab sich eine selbstbewußte, heitere Lebensauffassung, auf deren Grund wohl die Komödie, nicht aber die wahre Tragödie gedeihen konnte. Wir empfinden z. B. den Untergang der Emilia Galotti nicht als „eine Notwendigkeit im metaphysischen Sinne, sondern nur als Folge menschlicher Gegebenheiten, die der rechnende Wille des Dichters so gefügt hat, daß sie den Untergang der Helden herbeiführen“.

Hier haben wir das Gefühl, daß wenigstens Ansätze zur wahren Tragödie vorhanden seien; man braucht sich bloß des Bekenntnisses der Emilia und ihres inneren Verhältnisses zum Prinzen einer- und zu Appiani anderseits zu erinnern. Allein im allgemeinen wird man das Urteil, daß die optimistische Vernünftigkeit des Rokoko sich zu ganz großer Dichtung unsfähig erwies, unterschreiben müssen. Selbst ein Klopstock vermochte die Tragik in der Person Christi nicht in ihrer ganzen Tiefe zu erfassen.

Eine geistvolle Erörterung über den Stil, der im Zeitalter des rationalistischen Rokoko vom Verstande beherrscht und bestimmt wird (aus der Nachricht über den Tod seines Söhnlings an Eschenburg hören wir bei Lessing freilich nicht Wichtigkeit, sondern einen verbissenen jammernden Aufschrei heraus!) und eine kräftig zusammenfassende Darstellung der Zusammenhänge zwischen Barock, Rokoko und Sturm und Drang schließen das von hoher Kunstsinnlichkeit durchdrungene, schön geschriebene und tapfere Werk, dem bahnbrechende Kraft innenwohnt.

Adolf Vogtlin.

* * *

Rudolf v. Tavel zu seinem 60. Geburtstag, 21. Dezember 1926; Verlag Francke, Bern; 49 S. mit 12 Federzeichnungen; Fr. —.80.

Drei Freunde haben dem Jubilar diese kleine Festgabe gewidmet: Otto v. Greherz in Form von elf Strophen, die in knappster Fassung Wert und Sinn von Tavels Schaffen umreißen; Emil Balmér mit einem berndeutsch geschriebenen „Geburtstagstraum“, der den Dichter die lebenswarmen Gestalten seiner Werke Revue passieren lässt und mit seiner meisterhaften Mundartbeherrschung, seinem köstlichen Humor und seiner Schalkhaftigkeit ein kleines Meisterstückchen darstellt; Rudolf Münger, der in zwölf Federzeichnungen Handlungen und handelnde Personen der verschiedenen Dichtungen in ihren historischen Kostümen zur wohlgelungenen Darstellung bringt. — Tavels Lesergemeinde kann sich nicht über das ganze große deutsche Sprachgebiet erstrecken; das Verständnis des Berndeutsch bleibt notwendigerweise ganz vorwiegend auf einen nicht weit über die deutsche Schweiz hinausreichenden Kreis beschränkt. Noch weniger sind seine Werke in fremde Sprachen übersehbar. Um so mehr wissen ihm diejenigen Dank und ist er ihr bevorzugter und geliebter Schriftsteller geworden, deren Sprache er spricht. Dafür legen die Auflagenzahlen

seiner Werke ein deutliches Zeugnis ab. Liegt doch „Ja gäll, so geits“ beispielweise heute in 9. Auflage vor; und „D'Hajelmuus“, diese erst vor zwei Jahren erschienene „Gschicht us em Untergang vom alte Bärn“, hat das 10. Tausend bereits überschritten. Das sind für Werke mit notwendigerweise so eng begrenztem Leserkreis sehr hohe Zahlen. Die hohe Sprachkunst Tavels — die eigentlich in nichts anderem besteht, als einer unverfälschten, noch unverschliffenen VolksSprache in ihrer ganzen Ursprünglichkeit und Naturhaftigkeit schriftlichen Ausdruck und damit literarische Gebrauchsfähigkeit zu verleihen — und seine schlichte, töstlichstem Lebenshumor wie reifer Lebensklugheit gleich aufgeschlossene Persönlichkeit lassen aber auch Werke von seltener formlich-inhaltlicher Einheit entstehen. Wir möchten uns so mit ganzem Herzen den Strophen von Otto v. Grenerz anschließen:

Tief horchtest in die Sprache du hinein,
Urvätersinn und -wesen ward dir klar;
Wie alter Lieder tote Melodei'n
Errietest du den Geist, der einstens war.

Manch ein Jahrhundert hast du aufgeschreckt
Aus seiner tief historischen Grabsruh;
Mit deinem Berndeutsch hast du es geweckt.
Es lebt. Es spricht zu uns wie wir und du.

Schon leuchtet dir die Sonne abendwärts.
Solang es Tag ist, schaffe froh und rein.
Dein Werk und Name wird in unser Herz,
Ins Herz der Nachwelt eingearbet sein.

D.

Aus dem Leserkreis

Kleine Betrachtungen und Bemerkungen.

Höchst lehrreich für die Kunst der Unterdrückung unliebsamer Tatsachen, wie sie die westlichen Meister der Journalistik üben, ist ein in der „N. Z. Ztg.“ Nr. 103 erschienener Artikel von Henry de Jouvenel über China und der Völkerbund. Es wird darin im Anfang geflagn über den Niedergang des europäischen Ansehens in China, aber der wichtigste Grund davon verschwiegen, nämlich der Zwang Englands auf China während des Weltkriegs, alle deutschen Kaufleute, welche China ja nichts besonderes zu Leide getan hatten, auszutreiben. Nun erleiden die Engländer das gleiche Los, wie denn für sie die anfänglich so glänzende Schlußrechnung des Weltkrieges erhebliche Storni, sagt der Kaufmann, sich gefallen lassen muß. Der gleiche Artikel ruft den Völkerbund aufs Feld und gesteht zu, daß die bisherigen Verträge der Europäer mit China abänderungsbedürftig seien, und zwar zu Gunsten von China. Ja, weshalb denn jetzt plötzlich? Nicht etwa aus einem hohen europäischen Gerechtigkeitsgefühl, sondern weil man muß, weil der Chinesen manhaft zu den Waffen gegriffen hat. Und nun soll der gute Völkerbund eingreifen, kraft seiner „moralischen Stärke“. Ja, hat er denn eine, er, der z. B. die ungeheure Ungerechtigkeit in der oberschlesischen Trennung dadurch zu seiner eigenen gemacht hat, daß er in der Ausführung mithalf. So etwas wissen die Asiaten so gut, wie andere Leute, und sie sind die letzten, sich ein X für ein U vormachen und von hohen Programmen sich täuschen zu lassen.

* * *

Und was wir von den „zur Rettung der Zivilisation“ in den Weltkrieg gezogenen Amerikanern zu halten haben, das zeigt auch demjenigen, der bisher